



## Das Buch

So etwas hätte sich Anni nicht einmal in ihren wildesten Träumen vorstellen können. Es ist eine Begegnung der dritten Art: Anni kann ihn zwar nicht sehen und auch nicht fühlen, aber als sie nach einem schweren Unfall im Krankenhaus aufwacht, ist da ein fremder Mann. Besser gesagt, eine Stimme. Und zwar in ihrem Kopf. Der Eindringling heißt Ben und gibt sich als im Koma liegender Architekt aus. Angeblich weiß Ben nicht, wie seine Stimme in Annis Kopf gekommen ist. Anni traut ihm trotzdem nicht über den Weg, und sie hat erst recht keine Lust, mit ihm ihre geheimsten Gedanken zu teilen. Ihn loszuwerden gestaltet sich allerdings schwieriger als gedacht, denn wann immer sie glaubt, Ben sei verschwunden, taucht seine Stimme plötzlich wieder auf. Anni will es zwar nicht zugeben, aber insgeheim ist sie froh darüber, denn sie fängt an, Ben zu vermissen, wenn sie ihn einmal nicht hören kann. Als Gesprächspartner ist er nämlich gar nicht mal so übel. Tatsächlich entwickelt sich schon bald eine innige Freundschaft zwischen den beiden, und sie kommen sich immer näher. Zu nah, denn beide sind in festen Beziehungen ...

## Die Autorin

Julia Hanel, geboren 1987, studierte Germanistik in Bamberg und arbeitete danach als Redakteurin für ein Lokalmagazin in Fulda. Heute lebt und arbeitet sie in Würzburg. *Zwei fürs Leben* ist ihr erster Roman.

Julia Hanel

# Zwei fürs Leben

Roman

Ullstein

Besuchen Sie uns im Internet:  
[www.ullstein-taschenbuch.de](http://www.ullstein-taschenbuch.de)



Originalausgabe im Ullstein Taschenbuch

1. Auflage Juni 2015

© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2015

Umschlaggestaltung: bürosüd° GmbH, München

Titelabbildung: © bürosüd° GmbH, München

Satz: LVD GmbH, Berlin

Gesetzt aus der Albertina

Papier: Pamo Super von Arctic Paper Mochenwangen GmbH

Druck und Bindearbeiten: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-548-28672-3

Für Andy



## Prolog



- »Hast du es ihnen jetzt endlich gesagt?«  
»Du schon wieder.«  
»Hast du?«  
»Nerv mich nicht.«  
»Sag schon!«  
»Nein. Hau ab.«  
»Du musst es ihnen sagen!«  
»Was soll ich ihnen denn sagen? ›Ich höre Stimmen.‹? Dann komme ich hier nie wieder raus.«  
»Eine Stimme.«  
»Hä?«  
»Du hörst nur eine Stimme. Meine.«  
»Klar, das ändert natürlich alles. ›Herr Doktor, ich höre eine Stimme seit dem Unfall‹, ›Ach, nur eine? Na dann ...‹«  
»Das ist nicht witzig.«  
»So ein Zufall. Seh ich genauso.«  
»Du musst mit deinem Arzt reden. Es gibt sicher eine harmlose Erklärung.«  
»Eine harmlose Erklärung dafür, dass ich Stimmen höre? Du bist echt ein Freak.«  
»Eine Stimme. Es ist nur eine Stimme.«

»Und ein Korinthenkacker noch dazu!«  
– Schweigen –  
»Vielleicht ist das ganz normal nach einem Unfall.«  
»Pah, einen Moment lang hatte ich gehofft, du wärst  
tatsächlich verschwunden.«  
»Tja, Pech gehabt. Nicht weinen.«  
»Wegen dir bestimmt nicht.«  
– Schweigen –  
»Wie heißt du eigentlich?«  
»Bitte?!«  
»Wie heißt du? Das hab ich dich noch gar nicht gefragt.«  
»Und es geht dich auch überhaupt nichts an. Verschwinde  
einfach.«  
»Würde ich ja gern. Und zu deiner Information: Ich habe  
mir das hier auch nicht ausgesucht.«  
– Schweigen –  
»Anni.«  
»Wie?«  
»Ich heiße Anni.«  
»Dann bist du mindestens sechzig.«  
»Warum?«  
»Vor sechzig Jahren war dieser Name noch schön.«  
»Idiot.«  
»Stimmt doch. Würdest du dein Kind Anni nennen? Also  
ich nicht.«  
»Nein, würde ich nicht, denn so heiße ich ja schon. Es gibt  
nichts Schlimmeres als Kinder, die den Namen ihrer Eltern  
tragen. Das ist wie im Mittelalter.«  
»Mein Vater und ich haben den gleichen Namen. Hatten.«  
»Das ändert rein gar nichts an meiner Meinung.«

»Soso, wir sind also eine kleine Zicke.«  
»Ein ›wir‹ gibt es hier schon gleich gar nicht. Und ich bin sicher keine Zicke, nur weil ich keine Lust habe, mit einem Verrückten zu smalltalken.«  
»Also, wenn das Smal Talk ist, beherrscht du ihn nicht sonderlich gut. Hättest wenigstens mal nach dem Wetter fragen können.«  
»Haha. Witzig.«  
– Schweigen –  
»Also, wie heißt dein Vater?«  
»Mein Vater? Ha, das ist ja so was von billig. Frag doch einfach, wie ich heiße. Das willst du ja anscheinend wissen.«  
»Pah, dein Name interessiert mich nicht mal ansatzweise.«  
»Aber der meines Vaters?«  
»Jep.«  
»Ben.«  
»Wie?«  
»Ben.«  
»Das ist kein Name.«  
»Sondern?«  
»Eine Kurzform.«  
»Ich heiße aber Ben.«  
»Und ich habe nach deinem Vater gefragt.«  
»Der hieß auch Ben.«  
»Ben ist kein Name.«  
»Ach, aber Anni ist einer?«  
»Das ist eine Abkürzung, kein Name. Niemand heißt Ben.«  
»Ich schon. Mein Vater auch. Und Anni ist auch nicht gerade viersilbig.«

»Na super. Ich höre eine Stimme, und sie heißt Ben. Geht's schlimmer?!«

»Also, wenn ich so heißen würde wie du, würde ich mich nicht so weit aus dem Fenster lehnen.«

»Pah.«

»Hat dieses ›pah‹ eigentlich einen Sinn? Ich meine, hat das was zu bedeuten? Du pahst nämlich ständig vor dich hin.«

»Sehr witzig. Ein kleiner Scherzkeks in meinem Kopf. Hab ich mir schon immer gewünscht.«

»Reg dich ab. Länger als zwei Minuten hat das mit uns bisher nie gedauert.«

»Es gibt kein ›uns‹.«

»Ja, ja. Bald hast du es geschafft.«

»Für heute. Außerdem warst du erst zweimal ... da. Woher willst du wissen, wie lange das dauert?! Weißt du etwas, was ich nicht weiß?«

»Gesunder Menschenverstand.«

»Also, wenn man Stimmen hört, ist da gar nichts mehr gesund.«

»Eine Stimme.«

– Schweigen –

»Die längsten zwei Minuten meines Lebens.«

»Komm, hör auf zu jammern. Das bringt uns auch nicht weiter.«

»Wer jammert denn hier die ganze Zeit?!«

»Du! Dir passt ja nicht mal mein Name.«

»Na, weil das kein Name ist.«

»Wärest du glücklicher, wenn die Stimme in deinem Kopf Josef hieß? Oder Hans? Oder Fritz? Oder Georg? Oder ...«

»Ist gut, ist gut. Du kennst beeindruckend viele konservative Namen.«

»Oder Manfred? Oder Klaus?«

»Auf jeden Fall. Das sind wenigstens normale Namen.«

»Dich hat's echt am Kopf erwischt, Anni.«

»Tja, damit hast du sogar leider recht.«

– Schweigen –

»Okay, Schluss mit diesem Kindergarten. Sprich mit deinem Arzt, erzähl ihm, was passiert ist. Vielleicht hat er eine Erklärung. Das würde uns doch beiden weiterhelfen.«

»Vergiss es. Die stecken mich in die Klappe.«

»Blödsinn.«

»Ich muss hier einfach raus, raus aus diesem miefigen Zimmer, weg von diesem Fraß, diesen sterilen Gerüchen, diesem Scheiß-Krankenhaus. Dann verschwindest du von ganz allein.«

»Zu schön, um wahr zu sein.«

»Wenn ich wieder zu Hause bin, wird sich alles normalisieren, da bin ich mir sicher.«

– Schweigen –

»Noch da?«

– Schweigen –

»Hallo?«

– Schweigen –

»Ben?«

– Schweigen –

»Wo bist du denn hin?«

– Schweigen –



# Anni erzählt

JULI



1

Wer möglichst unbemerkt auf einer deutschen Intensivstation sterben will, sollte es gegen 14 Uhr versuchen. Immer um diese Zeit treffen die Schwestern und Pfleger der Frühshift auf die der Nachtschicht, sitzen für ein paar Minuten zusammen, reden und lachen, trinken eine Tasse Kaffee und genießen die Ruhe vor und nach dem Sturm. Ihr Gelächter dringt dann bis ins Zimmer nebenan, und an manchen Tagen kann man zwischen piepsenden Monitoren und Maschinen sogar ganze Gespräche belauschen. Zumindest bilde ich mir ein, dass es so war.

Die Gelegenheit, mich um 14 Uhr klammheimlich aus dem Leben zu stehlen, habe ich verpasst. Nach 13 Tagen und sieben Stunden auf der Intensivstation habe ich meinen Dornröschenschlaf beendet und die Augen geöffnet. Hannes hat mir erzählt, dass ich als Erstes wissen wollte, ob wir die Europameisterschaft gewonnen haben. Ich kann mich nicht mehr erinnern, traue mir so eine Frage aber durchaus zu.

Wir haben sie nicht gewonnen, doch im Koma ist es auch nicht anders als sonst: Was du nicht weißt, macht dich nicht heiß. Bei mir ist also gerade Eiseskälte angesagt. Die vergan-

genen zwei Wochen gleichen einem großen schwarzen Loch. Meine letzte Erinnerung ist ein Song von Bruce Springsteen, der im Radio lief, als ich an jenem Tag im Bad stand, und ich finde es nicht gerecht, dass ausgerechnet so etwas Banales das Letzte ist, was sich mir eingepägt hat. Jetzt hallt jedes Mal, wenn mich die Ärzte nach meiner Erinnerung fragen, »Dancing in the Dark« in einer Endlosschleife durch meinen Kopf, während Bruce Springsteen in engen Jeans und zerrissener Lederjacke vor meinen Augen das Mikro schwingt: *I check my look in the mirror, I wanna change my clothes, my hair, my face.*

In den Spiegel habe ich heute noch nicht gesehen – aber gestern, und das, was ich gesehen habe, hat mir gereicht. Ich habe selten so beschissen ausgesehen, nicht mal in den 90ern. Mein halber Kopf steckt in einem Turban aus weißen Binden, der Rest in einer Halskrause à la Queen Elizabeth, und über meiner rechten Augenbraue zieht sich die Naht einer Schnittwunde, die mich nie vergessen lassen wird, was am 27. Juni um 18.51 Uhr passiert ist – und die auch in zehn Jahren leider niemand als »interessant« bezeichnen wird. Andere tragen Erinnerungen im Herzen, ich auf meiner Stirn.

»Denkst du immer so viel?«

»Du schon wieder.«

»Ich würde dich zu gerne in diesem Turban sehen.«

»Danke fürs Lauschen. Wie lange hörst du schon zu?«

»Nicht mal eine Minute.«

»Das gibt Anlass zur Hoffnung, dass du bald wieder weg bist.«

»Glaub mir, ich hoffe das auch.«

»Kannst du das nicht einfach bleiben lassen?«  
»Würde ich ja gerne. Aber leider kann ich deine Stimme nicht ausblenden. Das hatten wir doch schon.«  
»Hör einfach weg.«  
»Geht nicht. Du denkst so laut.«  
»Die Gedanken sind frei.«  
»Von mir aus. Aber müssen sie auch laut sein?!«  
»Puh, Menschen ohne Bildung tun mir einfach leid.«  
»Kann man sich selbst leidtun?«  
»Haha, wie komisch.«  
– Schweigen –  
»Und, hast du mit dem Doc gesprochen?«  
»Du redest ja, als würdest du ihn kennen.«  
»Hast du?«  
»Fang nicht schon wieder damit an.«  
»Anni!«  
»Seit wann nennst du mich so?«  
»Seit ich weiß, dass du so heißt.«  
»Du klingst wie meine Mutter, wenn sie meine vernachlässigten Zimmerpflanzen sieht.«  
»Wenn Klein Anni nicht gegossen hat?«  
»Klein Anni ist größer, als du denkst.«  
»Heißt was?«  
»Dass Klein Anni das Gegenteil von klein ist.«  
»Also Groß Anni?«  
»Du nervst. Deine zwei Minuten sind vorbei.«  
»Meine zwei Minuten?! Soll ich jetzt dankbar sein, dass ich diese Zeit mit dir teilen darf?«  
»Das ist mir so was von egal. Ich will nur wieder meine Ruhe. Und länger als zwei Minuten ertrag ich dich nicht.«

»Doch, gestern waren es drei Minuten. Und ich glaube, das steigert sich.«

»Lässt du eine Stoppuhr mitlaufen?«

»Haha.«

»Ich ertrag das nicht. Mein Kopf tut auch so schon weh.«

»Dann sprich endlich mit deinem Arzt.«

»Der weiß, dass mein Kopf wehtut. Sonst würde ich ja nicht seit Wochen hier liegen.«

»Du weißt genau, was ich meine. Sag ihm doch einfach, dass du etwas in deinem Kopf hörst, was da nicht hingehört und dir Sorgen macht.«

»Stimmen zu hören kommt aber nicht so gut bei Ärzten, wenn man entlassen werden will, weißt du?«

»Du hörst doch nur EINE Stimme. Und ich habe genauso wenig Lust, weiterhin in deinem Kopf herumzuspatzieren, das kannst du mir glauben.«

»Dann rede DU doch mit deinem Arzt. Ständig geht es hier nur um mich. Dabei sitzen wir im selben Boot.«

»Das kann ich nicht. DU hörst ja MICH. Nicht andersherum.«

»Aber DU spazierst in MEINEM Kopf.«

»Ich finde aber, dass deine Geschichte plausibler klingt.«

»Äh, ich habe eine Stimme in meinem Kopf. Plausibel ist was anderes.«

»Ja, aber du hattest einen Unfall und ein Schädel-Hirn-Trauma. Da kann schon mal was verrücktspielen.«

»Die Antwort ist ›nein‹. Ich werde meinem Arzt nicht sagen, dass ich die Stimme eines Wildfremden höre und mich mit ihm unterhalte. Das glaubt mir kein Mensch. Diese Geschichte klingt viel zu ... verrückt. Die werden mich hier-

behalten. Noch schlimmer, die schicken mich zum Psychologen.«

»Vielleicht gehörst du da ja hin.«

»Du bist so ein Arsch.«

– Schweigen –

»Hat es dir jetzt die Sprache verschlagen?«

– Schweigen –

»Ben?«

– Schweigen –

»Bist du noch da?«

– Schweigen –

## 2.

Mein behandelnder Arzt heißt Dr. Behnsen. Er ist noch Assistenzarzt, sieht aber aus wie Mitte vierzig, weil seine Haare an den Schläfen ergrauen und sich drei tiefe Falten über seine Stirn ziehen. Ich kenne Dr. Behnsen schon sehr lange, aber er würde das bestimmt nicht behaupten, weil er vergessen hat, wann wir uns zum ersten Mal begegnet sind – und das war nicht, als ich mit meinem zertrümmerten Schädel in den OP geschoben wurde, sondern mehr als drei Jahre früher in einem kleinen Café namens »Moccacino«, das berühmt ist für seine Trinkschokoladen und Blaubeermuffins.

Dr. Behnsen saß am Tisch neben mir und erzählte jemandem, der ihm viel bedeutet haben muss, am Telefon freudestrahlend und detailreich von seiner ersten erfolgreichen Blinddarmoperation. Ich weiß noch, dass ich ihn in diesem Moment um die Begeisterung in seiner Stimme beneidet und mir gewünscht habe, eines Tages mit derselben Euphorie von meinem Beruf sprechen zu können.

Und dann ist es passiert: Dr. Behnsen will sein Handy in die Jackentasche gleiten lassen und lässt es vor Hochgefühl fallen, bückt sich, um es wieder aufzuheben, und knallt mit dem Kopf gegen das Tablett jenes Studenten, der just in diesem Moment meine Traubensaftschorle servieren will und nicht mehr verhindern kann, dass sich die dunkelrote Brühe über meine helle Hose ergießt. Dr. Behnsens Gesicht nimmt die Farbe von Traubensaftschorle an, und der Student sagt

mit einem Grinsen: »Wenigstens war's kalt.« So habe ich Hannes kennengelernt. Und Dr. Behnsen.

»Das sieht doch ganz gut aus«, murmelt er, als er rund drei Jahre später mit einer kleinen Lampe in meine Augen leuchtet und irgendwelche Reflexe testet, die ich wahrscheinlich nicht mal vermissen würde, weil ich gar nicht weiß, dass ich sie habe.

»Dann kann ich gehen?«

Er schüttelt den Kopf. »Nein, das dauert schon noch ein paar Tage.« Dann kritzelt er etwas in seine Mappe. »Mit einer Kopfverletzung darf man nicht zu leichtfertig umgehen. Die Gefahr von bleibenden Schäden ist zu groß, und dieses Risiko will ich nicht eingehen.«

Einen Moment lang überlege ich, ihm von der Stimme in meinem Kopf zu erzählen, aber ich lasse ihn verstreichen, und ein zweiter kommt nicht.

»Was machen die Erinnerungen?«

*I check my look in the mirror, I wanna change my clothes, my hair, my face.*

»Nichts.«

Er nickt, und für einen Moment spüre ich seinen Blick auf der Narbe über meinem rechten Auge. Ich frage mich, ob ich solche Blicke nun mein Leben lang ertragen muss – ein Schicksal, das ich lieber Harry Potter überlassen würde.

»Haben Sie noch einmal über einen Termin bei Frau Dr. Heller nachgedacht? Ich rate Ihnen wirklich dazu.«

»Ich brauche keinen Psychologen«, schießt es ungewolltforsch aus meinem Mund.

Dr. Behnsen nickt, als hätte er mit dieser Reaktion gerechnet. Vielleicht ist ihm auch eingefallen, dass er mir vor drei

Jahren eine Hose mit Traubensaftschorle ruiniert und kein Recht der Welt hat, mich zu einer Therapie zu zwingen. Doch das ist eher unwahrscheinlich.

»Manchmal kann es helfen ...«, beginnt er vorsichtig, überlegt es sich dann aber wieder anders. »Sie wären fast gestorben. So etwas verarbeitet die Seele nicht so leicht. Hilfe in Anspruch zu nehmen ist kein Zeichen von Schwäche.«

»Es geht mir gut.«

Er nickt wieder und lässt die Lampe in die Tasche seines weißen Kittels gleiten. Wie ein Handy. Aber diesmal landet es nicht auf dem Boden.

»Sie lassen es mich wissen, wenn Sie Ihre Meinung geändert haben, ja? Ich kann Ihnen wirklich nur dazu raten, und Dr. Heller ist gut auf ihrem Gebiet.«

Ich weiß nicht genau, was er mit Dr. Hellers »Gebiet« meint, aber da ich dazuzähle, muss es etwas mit Unfällen und Nahtoderfahrungen zu tun haben. Kurz darauf ist Dr. Behnsen weg, und ich bin wieder allein in meinem Zimmer. Das Bett neben mir steht seit drei Tagen leer, und ich hoffe, dass es die restliche Zeit, die ich in diesem Krankenhaus verbringen muss, so bleibt. Einen Moment lang schließe ich nostalgisch die Augen und kehre noch einmal zurück ins »Moccacino«. Wenigstens mein Langzeitgedächtnis funktioniert.

*»Wer ist Hannes?«*

*»Erschreck mich doch nicht so!«*

*»Entschuldigung. Wer ist Hannes?«*

*»Das geht dich gar nichts an.«*

*»Warum so aggressiv?«*

»Warum willst du wissen, wer Hannes ist?«  
»Weil du eben an ihn gedacht hast.«  
»Also DAS geht dich nun wirklich nichts an.«  
»Seh ich genauso. Aber ich kann hören, was du denkst, vergessen?«  
»Natürlich nicht. An wen ich wann denke, ist trotzdem meine Sache.«  
»Vorschlag: Denk einfach an was anderes. An Schneemänner oder Butterblumen. Oder Lamas.«  
»Schneemänner und Butterblumen? Lamas?«  
»Nur ein Beispiel.«  
»Wie kommt man auf solche Beispiele?«  
»Denk an was du willst ... Ich hab doch auch gar nichts Schlimmes gehört. Also reg dich ab.«  
»Das sagt sich so leicht. Was würdest du denn sagen, wenn ich deine ganzen Phantasien hören könnte?«  
»Also dass du eben Phantasien hattest, war mir jetzt nicht bewusst. Und wenn, sind sie ziemlich prude.«  
»Ich hatte ja auch keine Phantasien! Aber du würdest auch nicht wollen, dass ich weiß, was du über ... bestimmte Frauen denkst ... oder über deine Freundin.«  
»Hannes ist also dein Freund.«  
»Als hättest du das nicht schon mitgekriegt.«  
»Ich höre immer nur Teile deiner Gedanken, und den Rest muss ich mir zusammenreimen.«  
»Das wird ja immer schöner. Puzzlespiele mit meinen Gedanken.«  
»So in etwa.«  
– Schweigen –  
»Und, wie lange kennt ihr euch schon? Du und Hannes?«

»Warum willst du das wissen?«  
»Frag doch nicht immer, warum ich was wissen will. Nur so. Aus Interesse. Mir ist langweilig, wenn du nicht mit mir sprichst. Ich kann hier ja nicht ... weg. Und wenn es schon mal so ist, wie es ist, können wir uns auch unterhalten.«  
»Bis du wieder plötzlich verschwindest.«  
»Dafür kann ich nichts. Das hab ich nicht in der Hand.«  
»Du kommst und gehst, wie es dir passt.«  
»Ja, so ist es wohl. Ich hab keinen Einfluss darauf. Aber lange kann es jetzt nicht mehr dauern.«  
»Du stoppst das wirklich mit, oder?«  
»Reine Schätzung.«  
»Ja, ja.«  
»Also?«  
»Also was?«  
»Du schuldest mir noch eine Antwort. Hannes und du?«  
»Ich find's seltsam, wenn du seinen Namen sagst. Das klingt, als wären wir alle gute Freunde.«  
»Wenn es dir hilft, kann ich ihn auch John nennen.«  
»John?!«  
»Was passt dir denn jetzt an diesem Namen wieder nicht?«  
»Nichts, schon gut. Ungefähr drei Jahre sind es jetzt. Warum erzähl ich dir das eigentlich?«  
»Wohnt ihr zusammen?«  
»Eigentlich geht dich das ja gar nichts an.«  
»Also?«  
»Noch nicht. Wir wollten eigentlich ... aber dann ist der ... Unfall passiert, und die Sache hat sich verschoben. Vielleicht im Herbst. Mal sehen. Hannes ist beruflich auch ziemlich eingebunden, da muss der Zeitpunkt passen.«

»Und bist du glücklich mit ihm?«  
»Also deine Fragen sind ziemlich persönlich.«  
»Sorry, ich bin ein direkter Mensch.«  
»Hm, das geht dich genauso wenig was an. Aber ja, bin ich.  
Sehr sogar. Hannes ist die Liebe meines Lebens.«  
»Woher willst du das wissen? Es ist doch noch nicht vorbei?«  
»Na ja, es war fast vorbei. Da wird einem einiges klar.«  
»Verstehe.«  
»Und du?«  
»Was?«  
»Hast du eine Freundin?«  
»Hm, lange Geschichte. Zu lang.«  
»Geht sie gut aus, die Geschichte?«  
»Schwer zu sagen.«  
»Am Ende zählt nur, ob sie gut ausgeht.«  
»Das klingt, als hättest du es aus einem Buch geklaut.«  
»Ich bin gerade noch poetisch genug, um das selbst formulieren zu können. Also? Geht es gut aus?«  
»Ich weiß nicht ...«  
»Details!«  
»Ich denke, das Ende wird erst noch geschrieben.«  
»Mehr Details!«  
– Schweigen –  
»Hey, jetzt bin ich neugierig!«  
– Schweigen –  
»Ben?«  
– Schweigen –  
»Noch da?«  
– Schweigen –

### 3.

Als Hannes mir die Traubensaftschorle über die Hose gekippt hat, weil Dr. Behnsen das Tablett umgeschubst hat, weil er sein Handy fallen gelassen hat, weil er aufgeregt war, weil er an diesem Tag seine erste Blinddarmoperation durchgeführt hatte, war es ... nicht ... Liebe auf den ersten Blick.

Für mich war es der Grund, warum ich 20 Minuten zu spät zu meinem Vorstellungsgespräch gekommen bin, für Hannes das Ende seines einzigen Arbeitstages im »Moccacino«. Das hat er mir erzählt, als wir uns eine Woche später an einer Supermarktkasse wiedergetroffen haben und er den vollen Preis für einen Artikel kassieren wollte, der um 50 Prozent reduziert war, was eine lautstarke Diskussion nach sich zog, aus der ich als Sieger hervorging, und ihm eine Verwarnung seines Chefs einbrachte.

»Warum musst du eigentlich ständig auftauchen und mich den Job kosten? Du bist echt eine Plage«, hat Hannes damals gegifftet, und ich habe geantwortet, dass er seinen Job vielleicht einfach mal richtig machen sollte. Dann hat er die Augen verdreht und mich gedanklich in sämtlichen Sprachen dieser Welt beschimpft, und ich musste sie nicht einmal sprechen können, um seine Blicke zu deuten. Wenn ich heute daran denke, muss ich schmunzeln, aber damals entlockte mir das kein Lächeln.

»Ich konnte überhaupt nichts dafür, dass dieser Typ mich geschubst hat«, kam es vorwurfsvoll von ihm, und insgeheim musste ich ihm recht geben.

»Meine Hose vielleicht? Die Flecken krieg ich nie wieder raus.«

Hatte ich auch gar nicht versucht, aber das musste er ja nicht wissen. Die Hose lag zu diesem Zeitpunkt im Mülleimer. Wahrscheinlich war sie längst auf dem Weg zurück nach Bangladesch.

»Ich hab meinen Job gleich am ersten Tag wegen dir verloren.«

»Und ich hab meinen gar nicht erst bekommen.«

Dann haben wir uns einen Moment lang mit Blicken getötet, bis sich die Kunden hinter mir in der Schlange mit einem kollektiven Räuspern beschwert haben und ich wütend abgedampft bin. Das war meine zweite Begegnung mit Hannes.

*»Also ich würde jetzt gerne wissen, wie es weiterging.«*

*»Du schon wieder.«*

*»Melde mich zum Dienst.«*

*»Ich gewöhne mich langsam daran.«*

*»Wie verlieb deine dritte Begegnung mit Hannes?«*

*»Nein. Heute bist du dran! Du warst gestern einfach weg. Schwuppdwupp.«*

*»Was für ein bescheuertes Wort.«*

*»Schwuppdwupp?«*

*»Was sonst ...«*

*»Dann bist du eben mir nichts, dir nichts verschwunden.«*

*»Also, das macht es fast noch schlimmer. Ich wüsste nicht mal, wie man das schreibt.«*

*»Okay, du warst einfach weg. Punkt.«*

*»Das ist doch nichts Neues. Ich bin immer einfach irgend-*

wann weg. Die Gründe hierfür könnte uns vielleicht dein Arzt nennen.«

»Ja, ja. Lassen wir das. Du gehst immer, wenn es spannend wird.«

»Dir wäre es doch lieber, ich würde gar nicht erst kommen.«

»Ja, da ist was dran, aber wenn du schon mal da bist, kannst du deine Geschichten auch zu Ende erzählen.«

»Heute nicht.«

»Warum nicht?«

»Weil nicht.«

»Das lass ich nicht gelten.«

– Schweigen –

»Dann verrate mir wenigstens ihren Namen.«

»Welchen Namen?«

»Das weißt du genau.«

»Nein, weiß ich nicht.«

»Solche Geschichten haben immer was mit einer Frau zu tun.«

»Na, wenn du das sagst.«

»Also? Name?«

»Hm ... Becky.«

»Das passt ja wie die Faust aufs Auge.«

»Warum?«

»Na, dieser Name!«

»Was hast du denn jetzt wieder gegen diesen Namen?«

»Es ist keiner. Genauso wenig wie Ben.«

»Also Anni ist auch nicht gerade schön.«

»Pah, du hast ja keinen Geschmack. Becky – wenn ich das schon höre. Das klingt wie eine Barbiepuppe mit Cheerleading-Outfit.«

»Eigentlich heißt sie Rebecca.«  
»Dann nenn sie doch auch so.«  
»Sie ist aber schon immer Becky.«  
»Das ist kein Argument.«  
– Schweigen –  
»Also?«  
»Was also?«  
»Rebecca ist deine Freundin?«  
»Das wäre ja die Geschichte.«  
»Die du nicht erzählen willst?«  
»Hundert Punkte, Anni.«  
»Hey, ich hab dir auch von Hannes erzählt.«  
»Das ist so nicht ganz richtig. Du hast nur erzählt, dass er Hannes heißt und seinen Job wegen dir verloren hat.«  
»DAS habe ich dir nicht erzählt.«  
»Hab's vorhin mitbekommen.«  
»War ja klar. Das war außerdem kein richtiger Job.«  
»Hat Hannes damals sicher anders gesehen.«  
»Zurück zu Rebecca. Ist sie jetzt deine Freundin oder nicht?«  
»Anni!«  
»Okay, okay, bin ja schon still.«  
– Schweigen –  
»Eine schlechtgelaunte Stimme in meinem Kopf ist noch viel schlimmer.«  
»Seit wann bist du denn so redselig? Normalerweise beschimpfst du mich am laufenden Band.«  
»Vielleicht weil du mich nicht mehr dazu drängst, mit meinem Arzt über dich zu sprechen.«  
»Oh, wenn wir schon beim Thema sind ...«  
»Nein!«

»Schon gut, schon gut.«  
»Ich bin neugierig. Also?«  
»Du gibst nicht auf, oder?«  
»Erkannt.«  
»Also gut. Becky und ich sind nicht mehr zusammen.  
Reicht das?«  
»Das tut mir leid.«  
»Ich wette, das kommt selten vor.«  
»Ich mein das ernst.«  
»Schon klar.«  
»Ehrlich. Wobei ich mich jetzt natürlich schon frage, was  
passiert ist.«  
– Schweigen –  
»Okay, das war taktlos. Sorry.«  
– Schweigen –  
»Ben?«  
– Schweigen –  
»Hallo?«  
– Schweigen –  
»Hey? Schon wieder weg?«  
– Schweigen –

#### 4.

Als ich nach fast 13 Tagen und sieben Stunden die Intensivstation verlassen durfte und in ein kleines Zimmer am Ende des Flurs im dritten Stock geschoben wurde, hat der Hochsommer an die Fensterscheiben geklopft und den Raum mit Sonnenlicht geflutet, so grell, dass ich meine Augen kaum offen halten konnte und mich fühlte, als hätte ich nicht 13 Tage, sondern 13 Jahre zwischen Kabeln, Schläuchen und piepsenden Monitoren verbracht, und als hätte ich nicht nur das Endspiel, sondern drei ganze Europameisterschaften verschlafen.

Das muss so verstörend gewesen sein, dass ich sofort wieder eingeschlafen und erst mitten in der Nacht aufgewacht bin, als nicht mehr die Sonne, sondern der Vollmond das Zimmer flutete. Ein wuchtiger Strauß Rosen stand auf meinem Nachttisch – und in meinem Kopf plapperte plötzlich eine unbekannte Stimme vor sich hin.

Ich kann nicht behaupten, dass ich mich in diesem Moment erschrocken habe. Wenn dich ein Lkw fast zerquetscht hätte, dann rennst du nicht schreiend davon, weil du plötzlich Stimmen hörst. Du überlegst vielmehr, ob die Stimmen echt sind oder nur Einbildung, ob du träumst oder halluzinierst, die Schwester rufen oder abwarten solltest. Und dann beschließt du pragmatisch, erst einmal wieder einzuschlafen.